

VERUNSICHERUNG UND EINHEGUNG – FREMDHEIT IN ÖFFENTLICHEN RÄUMEN

*Norbert Gestring, Anna Maibaum, Walter Siebel,
Karen Sievers und Jan Wehrheim*

Als konstitutiv für die bürgerliche, europäische Stadt gilt seit den Arbeiten von Jürgen Habermas (1990) und Hans-Paul Bahrdt (1998 [1961]) die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit. Diese Polarität – so eine häufig vertretene These (vgl. Herlyn 2004; Selle 2004) – verfällt. In der Stadtsoziologie und -planung wird insbesondere der Verfall des öffentlichen Raums diskutiert, der durch vielfältige Formen der Privatisierung und Überwachung oder durch zunehmende Kriminalität bzw. kleinere „incivilities“ gefährdet sei. Im folgenden Beitrag wird diese These auf der Basis vorläufiger Ergebnisse eines empirischen Forschungsprojekts zum Qualitätswandel des öffentlichen Raums überprüft.¹ Im ersten Teil werden vier Dimensionen der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit dargestellt, zentrale Charakteristika öffentlicher Räume benannt

1 Das Forschungsprojekt „Kontrolle und öffentlicher Raum“ der Arbeitsgruppe Stadtforschung, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert (Laufzeit 1/04-1/06). In dem Projekt werden exemplarisch eine traditionelle innerstädtische Geschäftsstraße und eine privat betriebene Shopping Mall untersucht. Im Zentrum steht die Bedeutung unterschiedlicher Formen von Kontrolle für den Öffentlichkeitscharakter der Orte und deren Wahrnehmung durch zwei Nutzergruppen: Frauen zwischen 40 und 60 Jahren und männliche Jugendliche/Heranwachsende zwischen 14 und 21.

und die Argumente für und gegen die Verfallsthese entlang dieser Dimensionen kurz referiert (I). Anschließend wird auf der Basis von Beobachtungen und Befragungen das Verhalten in einer innerstädtischen Geschäftsstraße unter der Fragestellung diskutiert, ob es dem Simmel'schen Modell urbaner Indifferenz entspricht. Danach wird eine Shopping Mall als Prototyp eines neuartigen öffentlichen Raums der Straße gegenübergestellt (II). Den Schluss bilden Thesen zum Qualitätswandel öffentlicher Räume (III).

I Charakteristika öffentlicher Räume

Öffentliche Räume lassen sich in vier Dimensionen von privaten unterscheiden (Siebel 2004: 14 f.):

- Erstens *funktional*: Dem öffentlichen Raum der Straßen und Plätze einer Stadt sind die Funktionen Politik und Markt zugeordnet, den privaten Räumen von Betrieb und Wohnung die Funktionen der Produktion und Reproduktion.
- Zweitens *juristisch*: Öffentlicher Raum unterliegt öffentlichem Recht, privater Raum privatem Recht.
- Drittens *sozial*: Öffentliche und private Räume unterscheiden sich hinsichtlich der in ihnen jeweils erwartbaren Verhaltensweisen. Im öffentlichen Raum dominiert der Simmel'sche Großstädter, der sich durch Distanziertheit, Gleichgültigkeit und Intellektualität die Zumutungen des Großstadtlebens vom Leib hält (Simmel 1995), der private Raum der Wohnung ist dagegen Ort von Intimität, Körperlichkeit und Emotionalität (Gleichmann 1976).
- Viertens *symbolisch*: Städtebauliche und architektonische Gestaltung, verwendete Materialien bis hin zu physischen Barrieren können die Offenheit resp. die Exklusivität von Räumen signalisieren.

Aufgrund dieser Merkmale ist der öffentliche Raum allgemein zugänglich, während der Zugang zu privaten Räumen der ausschließlichen Kontrolle des privaten Eigentümers resp. Mieters unterliegt. Auch wenn historisch der öffentliche Raum in seiner empirischen Realität nie uneingeschränkt zugänglich war (Engels 1974: 276 ff.; Wagner 1999: 66), so ist allgemeine Zugänglichkeit dennoch sein idealtypisches Merkmal. Ein städtischer Raum, aus dem angebbare Gruppen systematisch ausgeschlossen sind, ist ex definitione kein öffentlicher Raum. Öffentlicher Raum ist von allen sozialen Gruppen potentiell nutzbarer Raum, und die Möglichkeiten, ihn zu nutzen, sind nicht eindeutig determiniert: In welcher Rolle man ihn betreibt bleibt – innerhalb der historisch jeweils gültigen Regeln gesiterten Verhaltens – offen. Dies zusammen mit der Größe und Heterogenität der Stadtbevölkerung garantiert die Anonymität im öffentlichen Raum. Im öffentlichen Raum der Stadt begegnet jeder dem anderen als ein Fremder.

Zugänglichkeit, Anonymität und Verhaltensoffenheit – Bahrdt (1998 [1961]) spricht von unvollständiger Integration – garantieren noch nicht Öffentlichkeit im soziologischen Sinn. Der soziologische Begriff von bürgerlicher Öffentlichkeit bezieht sich auf das Modell des freien Austauschs von Ideen und Waren. Das Publikum rasonierender Bürger und der freie Tausch unter Marktteilnehmern setzen aber mehr voraus als öffentliche Räume in einer Stadt. Diese können nur die Bühne abgeben für das Spiel von Demokratie und Markt. Ob Demokratie und Markt funktionieren, hängt von gesellschaftlichen Bedingungen ab, nicht von räumlichen. „Öffentlichkeit ist dann garantiert, wenn die ökonomischen und sozialen Bedingungen jedermann gleiche Chancen einräumen, die Zulassungskriterien zu erfüllen“ (Habermas 1990: 157). Zugänglichkeit, Anonymität und unvollständige Integration städtischer Räume sind nur die negativen Voraussetzungen von Öffentlichkeit im emphatischen Sinn als Ort der demokratischen Diskussion und des freien Tauschs. Anders gesagt: In einer Diktatur mit Zentralverwaltungswirtschaft kann es keine Öffentlichkeit geben, egal, wie dort die Plätze und Straßen beschaffen sind. Aber auch in der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaft ist Öffentlichkeit in dem Maße eingeschränkt, wie

relevanten Minderheiten der Zugang zu Markt und Demokratie versagt bleibt. Wir beschäftigen uns im Folgenden aber nicht mit den gesellschaftlichen Voraussetzungen funktionierender Öffentlichkeit, sondern mit dem öffentlichen Raum, also nur mit den negativen Voraussetzungen von Öffentlichkeit in der Stadt.

Öffentliche Räume sind Räume der Begegnung mit dem Fremden, und der Fremde ist der Prototyp des Städters. Auf dem Dorfplatz und in privaten Räumen dagegen gibt es nur Bekannte. Der Fremde verkörpert aber nicht nur das produktive, emanzipatorische Element des Städtischen, er ist auch in einem doppelten Sinne verunsichernd: als Unbekannter und als Andersartiger. Als der unbekannte Fremde sind seine Verhaltensweisen nicht kalkulierbar. Als der andersartige Fremde ist er ärgerlich und verführerisch zugleich, denn er stellt die Routinen des Alltags, die vertrauten „Zivilisationsmuster“ (Schütz 1972) infrage. Seine Freiheiten erinnern an die eigenen verdrängten Wünsche. Im öffentlichen Raum als Raum der Begegnung mit Fremden drohen der Verlust der Kontrolle über die äußere Situation (Bauman 1997) wie der Verlust der inneren Kontrolle über die eigenen aggressiven und libidinösen Triebe: „We are all foreigners: there is a part of us that does not belong to us, something indecipherable and impenetrable. [...] They [die Fremden; d.A.] frighten me because, ultimately, I am afraid of myself“ (Elie Wiesel; zit. nach: Robins 1995: 56). Diese verschiedenen Ängste können als Ängste vor Kriminalität auf den Fremden projiziert werden: „Fear of crime is fear of strangers“ (Lofland 1995).

Angesichts dieser doppelten Verunsicherung haben die Individuen jene urbane Indifferenz entwickelt, die Georg Simmel (1995) als typisch für den Großstädter beschrieben hat. Gleichgültigkeit, Blasiertheit, Distanziertheit und Intellektualität sind mehr als nur Panzerungen gegen die Überforderung der Sinne, es sind auch Vorkehrungen, um die Bedrohlichkeit des Fremden zu mildern.

In allen vier Dimensionen lassen sich Tendenzen beobachten, die die These des Verfalls des öffentlichen Raums stützen. *Funktional*: Die Politik hat schon lange die Marktplätze verlassen. *Juristisch*: Der Markt wurde in Passagen, Kaufhäusern und

Malls dem privaten Hausrecht der Eigentümer unterworfen. *Sozial:* Die Standards gesitteten, urbanen Verhaltens erodieren. Cas Wouters (1999) spricht von einer Informalisierung von Verhaltensstandards. Verhaltensweisen, die selbstverständlich hinter privaten Mauern verborgen blieben, findet man zunehmend auch im öffentlichen Raum: Der Handynutzer etwa, der lauthals persönliche oder geschäftliche Angelegenheiten in der Öffentlichkeit erörtert oder sich öffentlich küssende Paare, die damit früher gegen Anstand und Sitte verstoßen hätten. *Symbolisch:* Die Privatisierung des öffentlichen Raums wird schließlich sichtbar und symbolisch überhöht durch seine Einhausung und im Wortsinne exklusive Gestaltung: Teure Materialien wie Marmor und Messing, Palmenhaine und aufwendige künstlerische Installationen in den Straßen und Plätzen der Stadt wirken als „social filter“ (Carr et al. 1992).

Es gibt aber auch gegenläufige Tendenzen. Mit dem Rückzug der Industrie und dem Abbau von Militäranlagen werden die früher im Wortsinne verbotenen Zonen des Militärs und der großen Industrie-Areale der Öffentlichkeit zugänglich, sodass eine Bilanzierung privatisierter und veröffentlichter Flächen wahrscheinlich eher einen Gewinn an öffentlichen Flächen belegen würde. Aber mit einer reinen Flächenbilanz ist nichts gesagt über die qualitativen Veränderungen des öffentlichen Raums. Auch hier gibt es Gegenargumente: Love- oder Vision-Parades, Beach-Volleyball, Open-Air-Konzerte etc. (Herlyn 2004: 126) sind ebenso neue Nutzungen des öffentlichen Raums, wie private Grillfeste in Parks. Ein Nebeneinander von „Verfall, Ende, Belebung, Renaissance“ charakterisiert den qualitativen Wandel des öffentlichen Raums der Städte, so Klaus Selle (2004: 145).

Um in diesem Hin und Her der Argumente eine empirische Basis zu finden, vergleichen wir im Folgenden zwei polare Markt-Räume, eine traditionelle innerstädtische Geschäftsstraße und eine Shopping Mall – beide in einer norddeutschen Großstadt. Juristisch ist die Mall eindeutig privater Raum, die Geschäftsstraße dagegen öffentlicher. Zwei Marktorte wurden ausgewählt, weil der Markt als Organisationsform der Ökonomie (Habermas 1990) wie als städtischer Ort (Bahrdt 1998 [1961]) der Prototyp des öffentlichen Raums ist. Marktorte

gelten als öffentlich, weil der Markt den Anlass bietet, unter einander unbekannten Personen in Kontakt zu treten: „Es ist die unmittelbare Kontaktaufnahme zwischen Menschen möglich, die einander unbekannt sind, d.h. von denen keiner genau weiß, wo er den anderen einordnen soll. [...] Dies macht es möglich und zu einem gewissen Grade wahrscheinlich, daß sich auch andere Formen der Öffentlichkeit herausbilden, z.B. eine politische Öffentlichkeit“ (Bahrdt 1998 [1961]: 83). Der Markt bietet die Rolle des Käufers und des Verkäufers an, den Individuen ist es jedoch frei, welchen beliebigen Ausschnitt ihrer Persönlichkeit sie zur Schau tragen und welche Rolle sie einnehmen.

Wir haben untersucht, inwieweit diese Räume allgemein zugänglich sind und wie jeweils auf die prinzipiellen Verunsicherungen im öffentlichen Raum reagiert wird.²

II Zwei Markttorte

Nicht jeder Bewohner einer Stadt und des Umlands hat dieselbe Zugangschance zu jedem öffentlichen Raum der Stadt. Das hat allein schon verkehrstechnische Gründe. Es macht wenig

-
- 2 Die dargestellten Ergebnisse sind noch sehr selektiv und vorläufig, da die Erhebungen noch nicht vollständig abgeschlossen sind und die Auswertung der Daten überwiegend noch aussteht. Empirisch stützt sich das Projekt auf einen Methodenmix: a) Begehungen, b) Beobachtungen von Situationen, bei denen Passanten auf Obdachlose oder Drogenabhängige stießen, die – oft in Gruppen – den Gehweg besetzten, c) Kurzbefragungen (134) von Frauen und männlichen Jugendlichen, die solche speziellen Situationen passierten, d) standardisierte Interviews (450) in den beiden Räumen und in der jeweiligen Wohnumgebung mit den selben Probandengruppen: Frauen im Alter von 40 bis 60 und männliche Jugendliche/Heranwachsende im Alter von 14 bis 21.

Sinn, danach zu fragen, ob Bevölkerungsgruppen, für die die Untersuchungsorte im Vergleich zu ähnlich strukturierten Markttorten nur unter erheblichem Zeit- und Kostenaufwand erreichbar wären, auch dort anzutreffen sind. Wir haben deshalb nur danach gefragt, ob alle sozialen Gruppen (unterteilt nach sozialer Schicht und Lebensstilen) der Wohnbevölkerung der umliegenden Quartiere in der Geschäftsstraße und der Mall anwesend sind. Dass Vertreter der Oberschicht an beiden Orten nicht zu beobachten sind, ist wenig überraschend. Der erfolgreiche „hanseatische Kaufmann“ wohnt nicht in dem Quartier, das die Geschäftsstraße umgibt, und die Shopping Mall hat ihm nichts zu bieten. Umgekehrt muss nicht gesondert darauf geachtet werden, ob die normale Mittelschicht-Wohnbevölkerung der jeweiligen Viertel anwesend ist – dies ist ebenso augenscheinlich wie die regelmäßige Präsenz nicht-deutsch-aussehender Passanten. Wir haben deshalb nur systematisch gezählt, inwieweit *erstens* bestimmte Gruppen anzutreffen sind, die wir als Extreme sozialer und kultureller Fremdscham definieren³ und die teilweise mit dem generellen Stigma der Gefährlichkeit belegt sind, und *zweitens* Personengruppen, die – wenn auch nicht zur Oberschicht gehörend –

-
- 3 Die Personen wurden nach Augenscheinnahme klassifiziert. D.h. in Anlehnung an das Thomas-Theorem ging es nicht darum, den tatsächlichen Status einer Person zu erfassen, sondern Personen zu zählen und zu beobachten, von denen wir davon ausgingen, dass sie von den Passanten in gleicher Weise definiert werden und dadurch eine entsprechende Bedeutung entfalten: „If men define situations as real, they are real in their consequences.“ Dazu bedienten wir uns entsprechender Stereotypen, die auch beobachtungsleitend für Akteure formeller sozialer Kontrolle sind und wie sie uns in einem Experteninterview mit der Polizei bestätigt wurden: Auf Armut verweisende Merkmale wie dreckige und kaputte Kleidung, ein ungepflegt wirkendes Äußeres, „blasse, picklige Haut“ etc. Darüber hinaus werden Personen und Handlungen über den Kontext in dem sie verortet sind bedeutet, d.h. die Präsenz in Gruppen, der Konsum von Alkohol, der allgemeine Habitus etc. waren weitere klassifizierungsleitende Merkmale.

ihren Wohlstand ostentativ zur Schau tragen. Auch haben wir untersucht, welche Verhaltensweisen jenseits des Konsumierens regelmäßig vorkommen. Beide Aspekte – allgemeine Zugänglichkeit und Offenheit im Verhaltensspektrum – kennzeichnen Räume als öffentliche Räume. Exklusivität eines Raums müsste also zuallererst am Fehlen dieser Gruppen abzulesen sein und an einem stark eingeschränkten Verhaltensspektrum.

Die innerstädtische Geschäftsstraße

In der von uns untersuchten Geschäftsstraße trifft man statistisch gesehen alle zwei Minuten auf einen sichtbar Armen oder gar offenkundig Verwahrlosten oder Obdachlosen und alle 3, 4 Minuten auf einen vermeintlich Drogenabhängigen. Wohlhabende sind im Schnitt alle sechs Minuten zu sehen. Funktional dominiert zwar – in der Geschäftsstraße wie in der Mall – der Markt, und zumindest während der Öffnungszeiten sind beide Räume für jeden rein physisch ungehindert zugänglich, wenngleich in der Mall die bauliche Struktur es auch Alten und Gehbehinderten erleichtert, sie zu nutzen: Es gibt keine Bordsteinkanten oder Kopfsteinpflaster. Die innerstädtische Geschäftsstraße aber dient zugleich dem Verkehr in allen seinen städtischen Erscheinungsformen: Fußgänger, Fahrradfahrer, Automobile, Straßenbahnen, Parkplätze und Haltestellen. Die Geschäftsstraße ist auch eine Durchgangsstraße. Dadurch ist die Nutzbarkeit ihres Straßenraums rein physisch durch den Verkehr und funktional durch die Dominanz der Konsumnutzungen stark eingeschränkt. Trotzdem spielen hier Kinder, Jogger sind sportlich unterwegs, Obdachlose schlafen am Rand der Bürgersteige. Es wird gebettelt, Musik gemacht, demonstriert, politische Zeitschriften werden auf der Straße angeboten, Passanten sitzen herum auch ohne Bänke und Stühle und ohne etwas dafür kaufen zu müssen. All das dominiert nicht das Straßenleben, ist aber regelmäßig beobachtbar. Der Untersuchungsort ist nicht nur für den „normalen“ Viertelbewohner zugänglich, sondern auch für Personen, die der Mittelschicht sozial und kulturell fremd sind: Drogenabhängige, Obdachlo-

se, sichtbar Arme und Angehörige verschiedener Subkulturen. Und wer sich dort aufhält, kann neben der Rolle als Konsument bloßer Verkehrsteilnehmer sein, Fitnesssportler, spielen- des Kind oder politisch Engagierter. Die Geschäftsstraße ist ein allgemein zugänglicher und verhaltensoffener Ort und damit zugleich auch ein Ort der prinzipiell verunsichernden Erfahrung, die mit der Begegnung von Fremden verbunden ist.

Um herauszufinden, wie diese Erfahrung verarbeitet wird, haben wir das Verhalten von Frauen zwischen 40 und 60 Jahren sowie von männlichen Jugendlichen (14-21 Jahre) beobachtet, d.h. wenn sie Angehörigen von Randgruppen (Drogenszene oder Obdachlose) begegneten, wenn sie also an ihnen vorbei oder durch eine solche Gruppe hindurchgingen. Bei keinem der insgesamt 263 Beobachtungsfälle zeigte sich irgendeine sichtbare Reaktion der Passanten auf diese Begegnung: weder Abwehr oder Schrecken noch unangenehme Empfindungen oder Mitleid, Aufmerksamkeit etc. Wir haben unmittelbar im Anschluss an diese Situationen des Passierens danach gefragt, ob den Frauen oder Jugendlichen etwas aufgefallen sei. Nur 25 und damit knapp ein Fünftel der insgesamt 134 Passanten (107 Frauen und 27 Jugendliche),⁴ die wir befragen konnten, erwähnten daraufhin die Begegnung mit Angehörigen der Randgruppen. 15 Frauen und ein Jugendlicher blieben sogar nach einem Hinweis auf die Situation dabei, nichts bemerkt zu haben. Nur vier von 25 Jugendlichen und elf von 91 Frauen meinten, „so etwas“ gehöre hier nicht dazu. Und schließlich antworteten nur drei der 91 Frauen und fünf der 25 Jugendlichen, eine solche Begegnung würde sie verunsichern.

Diese Passanten zeigen keinerlei Reaktionen auf die Begegnung mit auffälligen Randgruppen (Gleichgültigkeit), die weit überwiegende Mehrheit nimmt solche Begegnungen gar nicht bewusst wahr (Blasiertheit), hält sie für zugehörig zur Norma-

4 Die unterschiedlichen Zahlen ergeben sich aus unterschiedlichen Grundgesamtheiten: a) Beobachtete, b) Befragte, c) Befragte, die nach der ersten oder zweiten Frage das Kurzinterview abgebrochen haben.

lität der Stadt (Intellektualität, oder wie Bahrdr es formuliert: resignierte Toleranz) und zeigt sich nicht verunsichert (Distanziertheit). Haben wir also in der traditionellen Geschäftsstraße den Simmel'schen Großstädter beobachten können, der den verunsichernden Erfahrungen im öffentlichen Raum der Stadt mit urbaner Indifferenz begegnet?

Dafür spricht die soziale Zusammensetzung der Wohnbevölkerung des Quartiers. Ihr Bildungsstand und ihr Einkommen liegen über dem Durchschnitt, und sie wählt zu etwa 37 Prozent die Grünen. Es handelt sich um ein alternativ-akademisch geprägtes Milieu (vgl. Herlyn 1998), das mehrheitlich über die materiellen und kognitiven Voraussetzungen verfügt, um sich in urbaner Toleranz mit Fremdheit auseinander zu setzen (Häußermann 1995). Die oft beschriebenen sozialen Abstiegsängste (Ehrenreich 1994; Siebel/Wehrheim 2003; Wehrheim 2004), die quasi umkodiert werden in Ängste vor Kriminalität und Fremdheit, hätten für dieses Milieu noch keine Bedeutung. Vielfalt und damit auch Abweichung gelten eher als Bereicherung, gerade das würde die Qualität des öffentlichen Raums ausmachen: Alle befragten Frauen und 86 Prozent der befragten Jugendlichen beschreiben die Straße dementsprechend als „sehr“ oder „eher interessant“. Als Begründung geben 83 Prozent der Frauen die unterschiedlichen Leute und die abwechslungsreiche Atmosphäre vor Ort an. Bei den Jugendlichen meinen dies etwa drei Viertel.

Eigenschaften wie resignierte Toleranz und Distanziertheit kennzeichnen den gelernten Städter. Sie sind aber nicht die einzigen Erklärungen für den relativ konfliktfreien Umgang mit Fremdheit in unserem Untersuchungsgebiet, vier weitere sind zu nennen:

a) *Segregation*. Der ca. 500m lange, gerade Straßenzug hat eine imaginäre Grenze in der Mitte, markiert durch eine Straßenkreuzung, an der auch die Verwaltungsgrenze zweier Ortsteile verläuft. Obwohl beide Abschnitte in der öffentlichen Meinung regelmäßig zusammen betrachtet werden und von einem Ganzen gesprochen wird, ist diese Grenze doch auch eine soziale Grenze: In der einen Hälfte haben wir doppelt so viele Personen gezählt, die „sichtbar arm oder verwahrlost“ waren. Bei Angehörigen der Drogen-/Alkoholszene ist

das Verhältnis noch deutlicher, nämlich mehr als viermal so viele (130 zu 31). Bei den von uns als „sichtbar wohlhabend“ eingestuften Personen zeigt sich das genau umgekehrte Verhältnis: In dem Abschnitt, in dem kaum Randgruppen vorkamen, wurden doppelt so viele gezählt wie in dem anderen. Diese Segregation ist erklärbar mit unterschiedlichen Qualitäten der Geschäfte, die unterschiedliche Kundschaft anziehen. Wahrscheinlich spielen auch historisch gewachsene Gewohnheiten und feine Unterschiede der Adresse eine Rolle. Solche Differenzierungen der beiden Räume führten dazu, dass unterschiedliche soziale Gruppen erst gar nicht aufeinander treffen. „Ungelernte Städter“ können auch die Begegnung mit Randgruppen meiden. Da wir Begegnungen mit Randgruppen nur dort beobachten können, wo diese sich aufhalten, haben wir möglicherweise überwiegend nur diejenigen beobachtet und befragt, die diesen Abschnitt des Untersuchungsortes, in dem die Angehörigen von Randgruppen sich vorzugsweise aufhalten, gerade nicht meiden, weil sie gelernt haben, mit den Verunsicherungen der Großstadt umzugehen. Eine Erklärung für den von uns erfassten „großstädtischen“ Umgang mit Fremden könnte also in einer Selektivität unseres Samples aufgrund der sozialen Differenzierung innerhalb des Untersuchungsgebietes liegen, die eine Selbstselektion zwischen gelernten und ungelernten Städtern erlaubt.

b) *Kontrolle*. Eine zweite Erklärungsmöglichkeit für die emotionale und kognitive Distanziertheit der von uns Befragten ist die Intensität formeller und informeller sozialer Kontrollen. Das Untersuchungsgebiet hat eine lange Historie der Vertreibung von Randgruppen, insbesondere der Drogenszene (FFM 1997). Sichtbar sind heute im Vergleich zu früher weniger – meist nur fünf bis zehn Personen an einer Stelle – und weniger auffällige Drogenabhängige. Und diese wenigen werden intensiv kontrolliert. Die Polizei ist bei einer (sehr vorsichtigen) Hochrechnung unserer Beobachtungsdaten durchschnittlich alle 25,6 Minuten im Untersuchungsgebiet anwesend. In insgesamt knapp 60 Stunden Beobachtungsdauer wurden insgesamt 20 Kontrollhandlungen beobachtet. Von diesen 20 Handlungen bezogen sich lediglich vier nicht auf soziale Randgruppen. Während die Polizei kleinere Abwei-

chungen der „normalen“ Passanten offenbar nicht ahndet,⁵ sind Obdachlose und Drogenabhängige bereits aufgrund ihrer schlichten Anwesenheit Objekt von Kontrolle. Diese Kontrollen bewirken inzwischen allerdings weniger eine effektive Verreibung als vielmehr eine symbolische Einhegung. Auch wenn die Kontrollierten aufgefordert wurden, sich zu entfernen, bewegten sie sich nur wenige Schritte fort und kehrten nach kurzer Zeit zurück, meist wieder an ihren ursprünglichen Standort. Die Tatsache, dass nach den harten Maßnahmen gegen Drogenabhängige diese Szene nur noch in relativ überschaubarer Anzahl vorkommt, ferner die regelmäßige Anwesenheit der Polizei und schließlich ihre sichtbaren Kontrollhandlungen, all das signalisiert zumindest, dass die Befremdlichkeiten des öffentlichen Raums unter Kontrolle sind.

Folgt man dieser Argumentation, wären die Vergangenheit effektiver Exklusion von Randgruppen und die Gegenwart vorwiegend symbolischer formeller Kontrollen ausschlaggebend für die Einhegung der Verunsicherungen des öffentlichen Raums. Aber nach den ersten Ergebnissen der standardisierten Interviews mit Passantinnen und Jugendlichen vor Ort unterschätzen vier Fünftel (43) der bisher von uns befragten 51 Frauen die „reale“ Polizeipräsenz beträchtlich – die Hälfte meinen, die Polizei sei lediglich „3-4 mal am Tag“ oder „nie“ vor Ort – und trotzdem wünschen 45 von 51 befragten Frauen, die Polizei sollte nicht öfter oder gar seltener in der Straße sein, und nur sechs, sie sollte häufiger vor Ort sein. Formelle Kontrolle durch die Polizei scheint also im Bewusstsein der Frauen keine große Bedeutung für ihr Sicherheitsgefühl zu haben.

Aber auch die informellen sozialen Kontrollen durch Anwohner, Passanten, Geschäftsinhaber und Angestellte, die Jane Jacobs (1976) als elementar für funktionierende öffentliche Räume beschrieben hat, scheinen auf den ersten Blick keine besondere Rolle zu spielen. Informelle Kontrolle findet zwar

5 Die Umweltbehörde hat beispielsweise einen detaillierten Bußgeldkatalog erlassen, der u.a. das Wegwerfen von Zigarettenkippen, Müll, Hundehaufen etc. als Ordnungswidrigkeit definiert.

statt, bezieht sich jedoch selten auf die genannten Randgruppen: das war nur fünfmal der Fall. Dagegen waren die Feldforscher im selben Zeitraum 16-mal Objekt von informellen Kontrollhandlungen. Also existiert ein durchaus sensibles und handlungsbereites Potential informeller Kontrollen im Untersuchungsgebiet, nur hat es besondere Relevanzstrukturen. Dass die beobachtenden Soziologen durch ihre Tätigkeit weit mehr Aufmerksamkeit erregten als Obdachlose und Drogenabhängige, interpretieren wir als weiteren Hinweis auf das „Hier-Dazu-Gehören“ dieser Gruppen, das uns in den Interviews so oft bestätigt wurde, im Gegensatz zum offenkundigen Exotismus von Soziologen.

Die bisher dargestellten Erklärungsmöglichkeiten mildern die Bedrohlichkeiten des öffentlichen Raums, ohne jedoch ihren Kern zu berühren:

- Der Fremde wird nicht besonders wahrgenommen – die urbane Indifferenz des gelernten Großstädtlers,
- kleinräumige Segregation – man begegnet ihm nicht,
- Kontrolle – man vertraut auf die Wirksamkeit formeller und informeller Kontrolle.

Demnach ließe sich von urbanen Formen des Umgangs mit dem Fremden sprechen: Die Fremdheit des Fremden wird aufrechterhalten, aber eingehegt. Dagegen beruhen die folgenden Erklärungsmöglichkeiten für den „unspektakulären“ Umgang mit Fremden darauf, dass dem Fremden seine Fremdheit genommen wird.

c) *Milieuspezifische Normalitätsstandards.* Im Milieu des Quartiers wird die Informalisierung von Verhaltensstandards, wie sie für die Städte des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts beschrieben werden (Keim 1997; Schubert 2000; Wouters 1999), von vielen Bewohnern nicht beklagt oder resigniert toleriert, sondern normativ akzeptiert: das Trinken von Bier im öffentlichen Raum, das Herumsitzen und Spielen, der Konsum (zumindest von „weichen“) illegalen Drogen, legere Kleidung und bunte Frisuren, das Duzen von einander fremden Personen etc. All das gehört zur Normalität oder wird gar begrüßt. Sauberkeits- und Ordnungsvorstellungen scheinen eher flexi-

bel. Dementsprechend besteht bei den Frauen auch kein hoher Bedarf an formellen Verhaltensregelungen: Von einer Liste von sieben in der Mall verbotenen Handlungen,⁶ die wir den Befragten vorlegten, wollten in der innerstädtischen Geschäftsstraße nur 13 Prozent (N=56), dass drei oder vier dieser Handlungen verboten werden sollten, exakt genauso viele wollten keine der genannten Handlungen verboten wissen. Keine der befragten Frauen forderte mehr als vier Verbote. Während zwar 49 von 57 das Wegwerfen von Papier gerne verboten wüssten, forderten nur zwei ein Verbot „unnötigen Aufenthalts“ und neun ein Verbot des Bettelns. Auch die Armen und die Drogenkonsumenten und damit ihre Verhaltensweisen hätten demnach im Untersuchungsgebiet genauso ihren Platz wie Angehörige von Subkulturen. Ihre Anwesenheit ruft kaum Aufmerksamkeit hervor. Sie würden zur lokal spezifischen Normalität gehören. Statt mit urbaner Indifferenz, die sich den beunruhigenden Erfahrungen des Fremden gegenüber abschottet und nur das an sich heranlässt, was sie davon genießen kann, wäre die Toleranz des Gebiets dadurch zu erklären, dass das Milieu Drogenkonsum, Betteln und Obdachlosigkeit nicht mehr als abweichendes Verhalten einschätzt. Es wäre kein urbanes Milieu, sondern eines mit anderen Normalitätsvorstellungen: Der Andersartige würde nicht toleriert, sondern seine Andersartigkeit wäre zum Verschwinden gebracht.

d) *Urban Villager*. Bei den insgesamt 104 Situationen, in denen wir die Anwesenheit von Angehörigen der Drogen- und Alkoholszene gezählt haben, handelte es sich um schätzungsweise nur 20-30 Personen, die jeweils in neuen Zusammenhängen auftauchten. Bei den gezählten 46 Obdachlosen lässt sich ein Kern von fünf oder sechs Personen erkennen, der permanent vor Ort ist. Bei den im Viertel beobachtbaren Randgrup-

6 Rollschuhlaufen, Betteln, Fotografieren, Rauchen, „unnötiger Aufenthalt“, Verteilen von Flugblättern und Wegwerfen von Papier. Die Hausordnung umfasst noch weit mehr Verbote, das Verbot des Wegwerfens von Papier bzw. sonstigen Dingen, ist jedoch de jure nicht in der Mall, wohl aber in der Geschäftsstraße verboten. Es wird dort allerdings nicht durchgesetzt.

pen handelt es sich anscheinend mehrheitlich um eine „Stamm-besetzung“. Das bedeutet, dass Passanten, die sich oft im Untersuchungsgebiet aufhalten, nicht nur eine hohe Wahrscheinlichkeit haben, Angehörigen von Randgruppen zu begegnen, sondern regelmäßig auch denselben Personen. Das bestätigen unsere Interviews: 46 von 57 Frauen und immerhin noch knapp die Hälfte der 67 befragten Jugendlichen geben an, Obdachlose und Drogenabhängige im Untersuchungsgebiet wiederzuerkennen. Die Verunsicherung durch den Fremden wäre dann nicht dadurch beruhigt, dass der Fremde ignoriert, gemieden oder kontrolliert würde, sondern dadurch, dass er mit der Zeit zum Bekannten wird. Der bekannte Fremde wird berechenbar. Sonst als befremdlich und abweichend gedeutete Handlungen – Alkohol trinken, laut reden, streiten, schlafen in der Öffentlichkeit etc. – sind dadurch, dass sie von wiedererkennbaren Individuen vollzogen werden, kalkulierbar. Die Komplexität der Situation wird reduziert, eventuell führen sogar Gespräche zur Teilnahme an persönlichen Schicksalen. Der bekannte Obdachlose hat seinen Platz im Viertel.

Diese Form der Reduktion von Fremdheit ist geradezu das Gegenteil der urbanen Indifferenz, es ist die des „Urban Villager“ (Gans 1982). Es bilden sich dörfliche Interaktionsmuster heraus, in denen Fremdheit verschwindet in zumindest oberflächlicher Bekanntheit und einer von allen akzeptierten Alltätigkeit, in deren Rahmen Drogenkonsum und Bettelei eher als individuelle, wenn auch oft störende oder nervende „Macken“ oder bedauerliches Einzelschicksal gelten denn als sichtbares Merkmal für die Gefährlichkeit der ganzen Person (vgl. auch Krasmann 2000: 204). Die Diskrepanz zwischen dem, was man über eine Situation wissen müsste, um sie kontrollieren zu können, und dem, was man tatsächlich weiß, die nach Zygmunt Bauman (1997) die großstädtische Verunsicherung konstituiert, verringert sich in dem Maße, in dem der ursprünglich Fremde mit mehr als nur einem Ausschnitt seiner Persönlichkeit bekannt wird.

Die Shopping Mall

Bei unseren Beobachtungen in der Shopping-Mall haben wir Randgruppen nicht zählen können. Sie kommen dort nicht vor. Es gibt nur einen, dem Geschäftsführer persönlich bekannten, „Vollbärtigen mit Kappe“ und eine *bag-lady*. Zumindest dem Augenschein nach wird die Mall ausschließlich von Angehörigen einer allerdings breit definierten Mittelschicht aufgesucht. Ebenso eingeschränkt ist das beobachtbare Verhaltensspektrum. Man sieht an einem Brunnen gelegentlich spielende Kinder und die zahlreichen Bänke sind oft gut besetzt. Ansonsten gibt es nur Kunden der Cafés und Geschäfte. Das liegt allerdings nicht daran, dass exzessiver Konsum legaler oder illegaler Drogen, Arme etc. in der Umgebung der Shopping Mall nicht vorkämen. Im Gegenteil, aufgrund der Sozialstruktur der umgebenden Wohnviertel wären sie dort mindestens so häufig zu erwarten wie in der innerstädtischen Geschäftsstraße: Eine als sozialer Brennpunkt geltende Großsiedlung des sozialen Wohnungsbaus liegt in der unmittelbaren Umgebung. Die Mall ist vielmehr ein nur sehr eingeschränkt zugänglicher Ort.⁷ Sie erspart ihren Kunden die Auseinandersetzung mit auffälliger sozialer und kultureller Fremdheit.

Sie erreicht das durch drei Formen der Kontrolle. Es handelt sich um eine analytische Unterscheidung nach den Zielen, denen die Kontrollen jeweils dienen sollen. Wir unterscheiden nach den Zielen, nicht nach den eingesetzten Mitteln, da es uns um die besonderen Qualitäten des Orts Mall geht, die durch Kontrolle produziert werden sollen. Ein und dasselbe Mittel

7 Weil die sozial und kulturell Fremden, die wir in der Geschäftsstraße angetroffen haben, in der Mall gar nicht vorkommen, konnten wir dort auch keine Reaktionen von Passanten auf entsprechende Begegnungen beobachten. Die folgenden Überlegungen beruhen daher insbesondere auf standardisierten Interviews, Beobachtungen in der Mall und Experteninterviews mit dem Mall-Management sowie den dort tätigen Polizisten und Angehörigen des privaten Sicherheitsdienstes.

kann dabei durchaus auch verschiedenen Zielebenen zugeordnet werden.

a) *Disziplinierung⁸ und Exklusion*. Die erste Form der Kontrolle kann als negative oder ausgrenzende Kontrolle bezeichnet werden. Sie zielt darauf, unerwünschte Personen fernzuhalten und unerwünschte Verhaltensweisen zu unterbinden.

Es gibt eine Hausordnung, die alle möglichen Verhaltensweisen untersagt: vom Skateboard-Fahren, Musizieren und Rauchen bis zu „unnötigem Aufenthalt“, was dem Sicherheitspersonal ermöglicht, jeden Aufenthalt, der nicht direkt oder indirekt dem Kaufen und Konsumieren dient, sanktionieren zu können. Doch 60 Prozent (90 von 150) der von uns in der Mall Befragten glauben nicht einmal, dass es eine Hausordnung gibt. In der Mall befindet sich zudem – für Malls in Deutschland ungewöhnlich – eine Polizeistation, die in mehreren Schichten jeweils mit meist nur einem Polizisten besetzt ist, der vormittags zwei Rundgänge macht und nachmittags auf Anforderung von Ladendetektiven und Angestellten sein Büro verlässt. Ab 17.00 Uhr, an den Samstagen und verkaufsoffenen Sonntagen ganztags, patrouillieren ein bis zwei private Sicherheitskräfte. Außerdem sind zehn eher veraltete Videokameras installiert, deren Bilder allerdings nur beiläufig und zufällig auf zwei Bildschirmen betrachtet werden und die zu einem Teil

8 Unter Disziplinierung wird hier die Durchsetzung erwünschter bzw. die Verhinderung unerwünschter Verhaltensweisen verstanden, unabhängig von den Mitteln, mit denen das erreicht wird. In der kriminologischen Debatte über Disziplinar- und Kontrollgesellschaft (Foucault 1976; Deleuze 1993) wird unter Disziplinierung ein Herrschaftstyp, nämlich die Selbstdisziplinierung durch Verinnerlichung von Verhaltenszwängen, verstanden und diese von lenkenden, nicht primär an den Individuen sondern ihrer Umwelt ansetzenden Herrschaftstechnologien unterschieden. Diese Differenzierung nach den Mitteln der Herrschaftsausübung wird im Folgenden vernachlässigt, da es uns nicht um den Wandel von Herrschaftstechniken geht, sondern um den Wandel der Qualität des öffentlichen Raums.

gar nicht mehr funktionieren.⁹ Ebenso dienen bauliche Maßnahmen der Verhinderung unerwünschten Verhaltens, so befinden sich etwa auch in der von uns untersuchten Mall auf dem Parkplatz Barrieren, die das zu schnelle Fahren ebenso unterbinden wie zielloses Herumfahren beispielsweise von Jugendlichen (vgl. Goss 1993: 27).

Im Vergleich zu den dichten Kontrollen auf der innerstädtischen Geschäftsstraße ist die Mall ein viel geringer formell kontrollierter Ort.

Dennoch gibt es Exklusion. Dies beginnt mit dem Standort am Rand der Stadt und der Gestaltung der Zuwege. Sie bewirken gleichsam automatisch, dass unerwünschte Personen ferngehalten werden. Zu Fuß ist die Mall nur umständlich erreichbar, man muss mit dem Auto kommen oder die langwierigen Verbindungen mit Straßenbahn und Bus nutzen.

Anfänglich, so ein Experte, kamen dennoch viele Gruppen, die man lieber nicht dort gesehen hätte. Ihnen wurde seit der Eröffnung der Mall im Jahre 1990 mit Ermahnungen und mit bis heute über 500 dauerhaften Hausverboten begegnet. So etwas spräche sich in den entsprechenden Kreisen herum und mittlerweile wüssten diese Gruppen, dass sie dort unerwünscht seien und wenn sie dennoch kämen, verhielten sie sich entsprechend ordentlich. Die indirekte Wirkung vergangener repressiver Kontrollen auf das Fortbleiben unerwünschter Gruppen und das Unterlassen unerwünschter Verhaltensweisen zeigt sich auch in der Tatsache, dass seit einiger Zeit in der Mall 70 (!) Bänke aufgestellt wurden. Das sei früher vermieden worden, da sich zu viele Unerwünschte dort aufgehalten hätten.

b) *Normalisierung*. Die zweite Form der Kontrolle kann als positive Form von Kontrolle bezeichnet werden. Sie dient der Verstärkung und Stabilisierung der von Betreiber und Mietern der Mall erwünschten Verhaltensweisen. Aber auch die Wünsche von Kunden werden aufgegriffen.

9 Auch hier bestätigt sich eine eher marginale Bedeutung von Videoüberwachung für Disziplinierung und Exklusion, wie sie auch Frank Helten (2005) für Berliner Shopping Malls dokumentiert.

Dazu werden mit Hilfe einer breit angelegten Marktforschung zunächst die Profile und Präferenzen der im Einzugsbereich lebenden potentiellen Kunden erfasst und das Ambiente und Warensortiment entsprechend ausgerichtet, sodass der Kunde sich in einer Umwelt wiederfindet, die ihm eben das bietet und eben jene Verhaltensweisen nahe legt, die er selber für wünschenswert hält. Dadurch ergibt sich ein Kreislauf von durchschnittlich artikulierten Wünschen, darauf abgestimmtem Angebot und dadurch verstärktem Nutzerverhalten, aus dem alles, was diesen Kreislauf stören könnte, ausgeschlossen bleibt und eben dadurch optimalen Umsatz ermöglicht.

Auch hier spielt beispielsweise der Parkplatz eine Rolle. Seine übersichtliche Gestaltung und die geringe Länge der Gehdistanzen auf den Parkierungsflächen reduzieren potentielle Gefahrenquellen (Vernor/Rabianski 1993: 131) und schaffen kurze Wege vom Parkplatz ins Innere der Mall. Bemühungen innerhalb der Mall konzentrieren sich darauf, die Laufwege der Kunden zu lenken: (Roll-)Treppen sind an End- und Knotenpunkten der Mallstraßen konzentriert, Ankermieter so positioniert, dass die Kunden bei Bewegungen zwischen ihnen zwangsläufig auch an den kleineren Geschäften vorbei kommen (vgl. Beddington 1991: 101; Wawrowsky 1998: 188 f.). Auf der Mallstrecke selbst bremsen wiederum Möblierungselemente, temporäre Verkaufsstände und Pflanzen den Fußgängerstrom, sodass die Kunden sich die angebotenen Waren länger ansehen können (bzw. müssen), und sie drängen die Konsumenten gleichzeitig so nah wie möglich an die Schaufenster heran (vgl. Brown 1999: 195). Die jahreszeitspezifische Regulation des Mallklimas, angenehme, die Aufmerksamkeit erregende, aber nicht blendende Lichtinszenierungen, die Kontrolle der Geräuschkulisse und sanfte Musikberieselung sollen ein Wohlgefühl schaffen, indem an die Bedürfnisse der als Zielgruppe anvisierten Mallbesucher angeknüpft wird. Die Mall ist ein Ort der Normalisierung im Sinne der Stabilisierung statistisch durchschnittlichen und normativ erwünschten Verhaltens.

Die Lenkung von Passanten mittels baulicher Gestaltung ist zwar ein übliches Merkmal öffentlicher Räume, man denke nur an die Trennung zwischen Straße und Bürgersteig. Diese

dient in der Geschäftsstraße aber lediglich dem konfliktfreien *Nebeneinander* unterschiedlicher Nutzungsweisen und unterschiedlicher Nutzer. In der Mall zielen solche Gestaltungselemente der Fokussierung auf einen Zweck: den des Konsumierens und damit des direkten oder indirekten Ausschlusses anderer Verhaltensweisen. Der offene Straßenraum erlaubt es im Unterschied zur Shopping Mall darüber hinaus kaum, weitere, die Sinne beeinflussende Maßnahmen einzusetzen: im Winter ist es kalt, die Sonne kann wärmen und blenden, Straßenlärm Gespräche erschweren.

c) *Erwartungssicherheit*. Die dritte Form der Kontrolle zielt darauf, dem Kunden das Gefühl zu vermitteln, jederzeit Herr der Situation zu sein, indem ihm jegliche Unsicherheit aus dem Weg geräumt wird. Kunden wissen, was sie in der Mall erwartet, etwaige (negative) Überraschungen werden ausgeklammert. Erwartungssicherheit ergibt sich aus der Einhegung der den öffentlichen Raum konstituierenden Fremdheit und aus der Gestaltung des materiellen Raums.

Auf zweierlei Weise wird die Bedrohlichkeit von Fremdheit in der Mall eingeeht: Einmal durch die erste Form der Kontrolle, die Exklusion, die den andersartigen Fremden draußen hält. Zum anderen durch die Reduktion der möglichen Rollen des Fremden, was die Unkalkulierbarkeit des Verhaltens des unbekannten Fremden einschränkt. Die Shopping Mall sucht man gezielt auf, zum Einkaufen oder zumindest zum window-shopping. Andere Funktionen mit Ausnahme des Café-Besuchs sind dort nicht vorgesehen, nicht einmal die einer Durchgangsstraße. Wer sich dagegen in einer innerstädtischen Geschäftsstraße bewegt oder aufhält, kann mindestens zwei legitime Gründe dafür haben: Verkehrsteilnehmer oder Marktteilnehmer. Das aber bedeutet, dass die Anlieger keine Kontrolle über den Zugang ausüben können. Die Mall dagegen ist eine Sackgassensituation. Wer sich hier aufhält, hat nur einen legitimen Grund für seine Anwesenheit: die Rolle des Kunden eines der Mieter der Mall. Deshalb kann jeder davon ausgehen, dass alle anderen, auch wenn sie befremdlich aussehen mögen, sich doch mit den gleichen Absichten in der Mall aufhalten wie man selber; und so gaben 94 von 150 Befragten an, die *anderen* Besucher seinen „nur zum Einkaufen“ vor Ort, in der inner-

städtischen Geschäftsstraße meinten das nur 33 von 147. Der Fremde wird zum Vertrauten. „Sicherheit und (soziale) Eindeutigkeit entstehen nach Luhmann dadurch, dass aus einem Spektrum denkbarer Möglichkeiten bestimmte Möglichkeiten als handlungsrelevant ausgewählt, andere hingegen als irrelevant ausgeblendet werden“ (Ruhne 2003: 65). In der Mall verschwindet Unsicherheit durch Reduktion des möglichen Rollenspektrums auf die Rolle des Konsumenten. Die einzigen denkbare und insofern erwartbare, und damit für die einzelnen Besucher selbst handlungsrelevante, Möglichkeit ist innerhalb des ursprünglich breiten Verhaltensspektrums in öffentlichen Räumen die des Konsumierens. Unter anderem darauf begründet sich die Erwartungssicherheit (Luhmann 1984: 417 ff.) der Mallbesucher. Die in dieser Erwartungssicherheit implizit enthaltene Vertrautheit ist somit eine andere, als sie sich in der innerstädtischen Geschäftsstraße herausgebildet hat. Nicht die Begegnung des Urban Villager mit persönlich Bekannten, sondern einander biographisch Unbekannte begegnen sich als kategorial Bekannte (Lofland 1995), als Konsumenten.

Auch die Gestaltung der Mall zielt in allem darauf, ein vertrautes und sicheres Ambiente zu schaffen. Dazu soll jeder Ort in der Mall klare Orientierung ermöglichen, er muss eindeutig definiert sein, Sichtbeziehungen dürfen nicht weiter sein als die normale Reichweite des Blicks. Die Vielfalt des Warenangebots darf nicht jenen Punkt überschreiten, an dem der Eindruck der Fülle umschlägt in Unübersichtlichkeit. Überschaubarkeit reduziert Unsicherheit. Das Ganze soll „clean, warm, save, friendly and welcoming“ anmuten (Miller et al. 1998: 104). In dem Maße aber, in dem es gelingt, dem Kunden das Gefühl zu vermitteln, in einem Raum zu sein, in dem er jederzeit Herr der Situation ist, wird die Mall zum privaten Raum und somit lauten die Chiffren auch „family environment“ (ebd.) und Privatheit. Designer sind darum bemüht, eine Umgebung zu schaffen, die als „an extension of home“ fungieren soll (Gillette 1985: 454): Abgetrennte, nahezu private Sitzbereiche laden zum Verweilen ein, und Topfpflanzen sollen wie Zimmerpflanzen wirken und helfen, sich zu Hause zu fühlen (Farrell 2003: 38).

Die Differenzierung der Kontrolle nach Disziplinierung und Exklusion, Normalisierung sowie Erwartungssicherheit ist eine analytische Unterscheidung nach den Zielen, nicht den Mitteln der Kontrolle. Die Mittel sind polyvalent, sie sind nicht jeweils einem Ziel zuzuordnen. Private Sicherheitsdienste etwa sind nicht nur für Disziplinierung und Exklusion zuständig, sondern schaffen als Ansprechpartner bei Orientierungsproblemen auch Erwartungssicherheit. Videoüberwachung kann nicht nur der Kontrolle konformen Verhaltens dienen, sondern auch dazu Reinigungsbedarfe zu erfassen oder Laufwege der Kunden aufzuzeichnen, um die Raumgestaltung optimieren zu können (Helten 2005). Die architektonische Gestaltung ist nicht nur ein Mittel, alles Unübersichtliche zu vermeiden und dadurch zur Erwartungssicherheit beizutragen, sondern auch ein Instrument zur Lenkung der Kundenströme, der damit geschaffenen Normalisierung sowie der Ausschließung unerwünschter Verhaltensweisen.

Im Zusammenwirken dieser drei Kontrollformen wird ein Raum geschaffen, der frei von unangenehmen Personen und Verhaltensweisen ist, in dem erwünschtes Verhalten verstärkt wird und in dem Kunden sich jederzeit als Herr der Situation fühlen können, nicht zuletzt, da Fremdheit durch Einhegung beseitigt ist. Aldo Legnaro und Almut Birenheide (2005) haben das als das Doppelgesicht der Mall zwischen Konsumentensouveränität und Kontrolle beschrieben. So tritt die Sicherheit ein, die Franz-Xaver Kaufmann (1973: 147 ff.) als „Gewissheit“ und „ohne Sorge“ beschreibt und die Bauman (1998) in seiner semantischen Differenzierung des Begriffs Sicherheit im Englischen mit „certainty“ meint.

III Produktionsweisen und Herrschaftstypen

Die Unterschiede zwischen Mall und innerstädtischer Geschäftsstraße sind nicht auf der Ebene der Ziele der jeweiligen Akteure, also der Planer, Eigentümer, Betreiber oder Mieter zu

erklären. Die fortgeschrittensten Beispiele großer Malls sind perfektionierte Nachbildungen innerstädtischer Fußgängerzonen, sie stehen diesen in nichts nach, weder hinsichtlich der Geschäfte noch hinsichtlich des Abwechslungsreichtums der baulichen Gestaltung. Nur sind sie weitgehend ohne deren negative Begleiterscheinungen: ohne Schmutz, ohne unangenehme Begegnungen und ohne Regen. Auf die Beseitigung dieser Unannehmlichkeiten zielen auch die Bemühungen zur Stärkung der Konkurrenzfähigkeit der innerstädtischen Geschäftsstandorte. In den Fußgängerzonen sind die gleichen Geschäfte meist international operierender Ketten, die auch in der Mall zu finden sind. Auch in den Stadtzentren setzt man auf exklusive Pflasterungen, Glas, Granit, Videoüberwachung und private Sicherheitsdienste. Die andersartig wirkenden Fremden werden auch in den Zentren mittels Platzverweisen und Aufenthaltssperren draußen gehalten (Wehrheim 2002: 53 ff.). Shopping Mall und innerstädtische Fußgängerzone sind sich gegenseitig zu Vorbildern geworden, sie imitieren sich gegenseitig. Am deutlichsten lassen sich diese Versuche bei den inzwischen auch in Deutschland angekommenen Business Improvement Districts (BID) feststellen, in denen die Qualität dieser „Innovationsbereiche“, wie es in Hamburg heißt, mittels public-private-partnerships erhöht werden soll (ebd.: 145 ff.; Wehrheim 2005). Und so schreibt William J. Mallett: BID sind „no longer, then, the building and management of shopping and mixed use malls *in* downtown but the creation of downtown *as* a mall“ (1994: 282, Hervorhebung im Original). Auch die von uns untersuchte Geschäftsstraße soll bald zu einem BID werden.

Wenn dennoch erhebliche Unterschiede zwischen Geschäftsstraße und Mall bestehen bleiben, so sind sie auf die Produktionsweise dieser Orte zurückzuführen.

Der International Council of Shopping-Centers definiert die Mall als: „A group of retail or other commercial establishments, that is planned, developed, owned and managed as a single property“ (zit. nach Falk 1998: 15). Der entscheidende Unterschied zwischen Mall und innerstädtischer Geschäftsstraße liegt in der Art und Weise, wie diese Räume produziert und verwaltet werden; das heißt in der Struktur von Herr-

schaft, in die diese Räume eingebunden sind. Die Mall unterscheidet sich von innerstädtischen Geschäftsstraßen dadurch, dass sie geplant, produziert und verwaltet wird als das Eigentum *eines* Subjekts. Dieses Subjekt verfügt über alle projektrelevanten Informationen, es verfügt über alle notwendigen Mittel, insbesondere Eigentumsrechte und Geld, und es kann weitgehend widerspruchsfreie Ziele verfolgen: die Maximierung des Ertrages auf das eingesetzte Kapital. Die Mall entsteht somit in einer idealen Planungssituation.

Exkludierende Praktiken beispielsweise sind in der Mall effektiver durchzusetzen als in der innerstädtischen Geschäftsstraße, weil die Mall dem privaten Hausrecht des Eigentümers unterliegt. Hier liegen die Schranken der Exklusion allein begründet im ökonomischen Interesse des Eigentümers, der kalkuliert, ob nicht mit den heute störenden Jugendlichen potentielle oder künftige Kunden mit Hausverbot belegt werden: „The goal is to stop the behavior, not to lose a customer“ (Thompson 1998: 32). Platzverweise im öffentlichen Raum der Innenstadt dagegen unterliegen strengen rechtlichen Regulierungen und können juristisch und politisch bestritten werden. In Straßen wie der von uns untersuchten Geschäftsstraße bleibt es die Leistung der Individuen, sich mit den unbekannten und andersartigen Fremden zu arrangieren. Fremdheit behält, auch als produktives Potential der Städte, ihren Charakter. In der Shopping Mall dagegen ist den Individuen diese Leistung abgenommen. Die Mall nivelliert Fremdheit und schafft sie so aus der Welt.

Ähnlich verhält es sich mit der Organisation des Warenangebots. Der Mallbetreiber hat es in der Hand, welche Geschäfte er zulässt und welche nicht. In der Regel versucht er, bei der Vermietung ein sich gegenseitig ergänzendes Angebot sicherzustellen. Dabei wird durch eine Mischkalkulation der Mieten erreicht, dass auch solche Geschäfte vertreten sind, die zwar nicht die maximal mögliche Miete zahlen können, aber bestimmte Zielgruppen in die Mall ziehen, die sonst vielleicht nicht kommen würden, z.B. ein Geschäft für Holzspielzeug oder ein Anbieter ausgefallener Trendmoden. So kann die Mall eine Angebotsvielfalt aufrechterhalten, die aus den innerstädtischen Standorten durch die harte Selektion des Immobilien-

markts längst verdrängt worden ist. Zugleich wird darauf geachtet, dass sich die verschiedenen Geschäfte nicht untereinander Konkurrenz machen, denn das würde die Attraktivität des Standorts für die potentiellen Mieter erheblich beeinträchtigen. Wenn Monopolsituationen geboten werden, lassen sich höhere Mieten erzielen. So entsteht gerade auf der Basis der Ausschaltung von Marktmechanismen, in diesem Falle des Immobilienmarkts, in der Mall das Bild eines Markts, der an Vielfalt innerstädtische Standorte übertreffen kann, dem aber zugleich das entscheidende Merkmal eines Markts fehlt: die Konkurrenz.

Der öffentliche Raum der Stadt dagegen wird unter ganz anderen Bedingungen produziert und gemanagt, nämlich nach den Mechanismen des Immobilienmarkts und den Prozessen der Kommunalpolitik. Er ist bestimmt von den wechselnden Förderrichtlinien von Bund und Ländern und durch das Wirken von Generationen von Städtebauern und Architekten. Innerstädtische Räume werden geplant und gemanagt in einem andauernden Aushandlungsprozess zwischen einer Vielzahl von Akteuren (Eigentümern, Geschäftsinhabern, Firmeninitiativen, Denkmalschutz, Stadtplanung, Bürgerinitiativen etc.), die teilweise widersprüchliche Ziele verfolgen und mit unzureichenden Mitteln auf der Basis unzulänglicher Informationen handeln müssen. Unterschiedliche soziale Gruppen eignen sich Räume unterschiedlich an, sie nutzen sie für sehr unterschiedliche Zwecke. „Die Entwicklung der modernen Stadt kann in der Tat als kontinuierlicher Kampf um Zugang zum und Ausschluss vom öffentlichen Raum beschrieben werden“ (Zukin 1998: 33). In dem Maße jedoch, in dem Malls widerspruchsfrei geplante und vollständig kontrollierte Umwelten produzieren können, in dem Maße verringern sich auch die Spielräume für diesen „kontinuierlichen Kampf“.

Die Differenz der Herrschaftsstrukturen, in die eine Mall resp. eine innerstädtische Geschäftsstraße jeweils eingebunden sind, ist die entscheidende Ursache für die beobachtbaren Unterschiede in der Qualität dieser Räume. Vermeidung von Unannehmlichkeiten, Befriedigung der Kundenwünsche und Sicherheit sind legitime Ziele. Jede Stadtregierung muss sie anstreben, wenn sie die nächsten Wahlen gewinnen will. Der Un-

terschied besteht darin, dass die Bedingungen, unter denen Malls produziert und verwaltet werden, es erlauben, diese Ziele auch weitgehend zu verwirklichen. Aber die widerspruchsfreie Verwirklichung dieser Ziele bringt den öffentlichen Raum zum Verschwinden. Sie lässt ihn tendenziell zu einem privaten Raum werden:

- in der *juristischen* Dimension, indem der Raum dem privaten Hausrecht unterliegt,
- in der *funktionalen* Dimension, indem die Politik ausgeklammert wird und die Marktfunktion um ihren zentralen Mechanismus, die Konkurrenz bereinigt wird,
- in der *sozialen* Dimension, indem erstens der andersartige Fremde exkludiert und somit die negative Voraussetzung für Öffentlichkeit – allgemeine Zugänglichkeit – unterminiert wird und indem zweitens der unbekannte Fremde zum kategorial Bekannten wird und die Individuen durch diese Rollenbegrenzung nicht mehr frei wählen können, welchen Ausschnitt ihrer Persönlichkeit sie zur Schau tragen,
- und in der *symbolischen* Dimension durch die Semiotik von Dächern und Türen – der Einhausung des Markts – sowie durch eine Gestaltung, die an die private Sphäre erinnern soll.

Paradoxerweise ist es gerade die Schwäche der öffentlichen Planung als nie ganz gelingender Aushandlungsprozess zwischen den widerstrebenden Interessen einer Vielzahl von Akteuren unter Bedingungen strukturell unzureichender Mittel, die garantiert, dass öffentliche Räume erhalten bleiben. Sie bleiben bestehen, auch wenn die beschriebenen Versuche, sich dem Modell Shopping Mall anzunähern, deren Qualität verändern. Historisch neu ist dies hingegen nicht: Walter Benjamins Flaneur, der heute als Inbegriff des urbanen Städtlers gilt, war männlich und finanziell unabhängig, und er streifte durch die eingehausten und privat kontrollierten Märkte der Pariser Passagen.

Literatur

- Bahrddt, Hans-Paul (1998 [1961]): Die moderne Großstadt, Opladen: Leske + Budrich.
- Bauman, Zygmunt (1997): Ein Wiedersehen mit dem Fremden. In: Ders., *Flaneure, Spieler und Touristen*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 205-225.
- Bauman, Zygmunt (1998): Vom gesellschaftlichen Nutzen von Law and Order. *Widersprüche* 18 (4), S. 7-21.
- Beddington, Nadine (1991): *Shopping Centres: Retail Development, Design and Management*, Oxford: Butterworth.
- Brown, M. Gordon (1999): Design and Value: Spatial Form and the Economic Failure of a Mall. *Journal of Real Estate Research* 17 (1/2), S. 189-225.
- Carr, Stephen/Francis, Mark/Rivilin, Leanne/Stone, Andrew M. (1992): *Public space*, New York: Cambridge UP.
- Deleuze, Gilles (1993): Postskriptum über die Kontrollgesellschaften. In: Ders.: *Unterhandlungen 1972-1990*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 254-262.
- Ehrenreich, Barbara (1994): *Angst vor dem Absturz*, München: Kunstmann.
- Engels, Friedrich (1974): Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: *Marx-Engels-Werke* 2, Berlin (Ost): Dietz, S. 225-506.
- Falk, Bernd R. (1998): Shopping-Center – Grundlagen, Stand und Entwicklungsperspektiven. In: Ders. (Hg.), *Das große Handbuch Shopping-Center*, Landsberg/Lech: Verlag Moderne Industrie, S. 13-48.
- Farrell, James J. (2003): *One Nation under Goods. Malls and the Seductions of American Shopping*, Washington/London: Smithsonian.
- FFM – Forschungsgesellschaft Flucht und Migration/Anti-Rassismus Büro Bremen (Hg., 1997): „Sie behandeln uns wie Tiere“ – Rassismus bei Polizei und Justiz in Deutschland, Berlin/Göttingen: Schwarze Risse Rote Straße.
- Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Gans, Herbert J. (1982): *The Urban Villagers: Group and Class in the Life of Italian-Americans*, New York u.a.: Free Press.
- Gillette, Howard (1985): The Evolution of the Planned Shopping Center in Suburb and City. *Journal of the American Planning Association* 51 (4), S. 449-460.
- Gleichmann, Peter (1976): Wandel der Wohnverhältnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 5 (4), S. 319-329.
- Goss, Jon (1993): The „Magic of the Mall”: An Analysis of Form, Function, and Meaning in the Contemporary Retail Built Environment. *Annals of the Association of American Geographers* 83 (1), S. 18-47.
- Habermas, Jürgen (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Häußermann, Hartmut (1995): Die Stadt und die Stadtsoziologie. *Berliner Journal für Soziologie* 5 (1), S. 89-98.
- Helten, Frank (2005): Reaktive Aufmerksamkeit. Videoüberwachung in Berliner Shopping Malls. In: Leon Hempel/Jörg Metelmann (Hg.), *Bild – Raum – Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 156-173.
- Herlyn, Ulfert (1998): Milieus. In: Hartmut Häußermann (Hg.), *Großstadt. Soziologische Stichworte*, Opladen: Leske + Budrich, S. 152-161.
- Herlyn, Ulfert (2004): Zum Bedeutungswandel der öffentlichen Sphäre – Anmerkungen zur Urbanitätstheorie von H. P. Bahrdt. In: Walter Siebel (Hg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 121-130.
- Jacobs, Jane (1976): *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, Braunschweig: Vieweg.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1973): *Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem*, Stuttgart: Enke.
- Keim, Karl-Dieter (1997): Vom Zerfall des Urbanen. In: Wilhelm Heitmeyer (Hg.), *Was treibt die Gesellschaft auseinander?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 245-286.
- Krasmann, Susanne (2000): Gouvernamentalität der Oberfläche. Aggressivität (ab-)trainieren beispielsweise. In: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), *Gou-*

- vernementalität der Gegenwart, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 194-226.
- Legnaro, Aldo/Birenheide, Almut (2005): Stätten der späten Moderne. Reiseführer durch Bahnhöfe, shopping malls und Disneyland Paris, Opladen: VS-Verlag.
- Lofland, Lyn (1995): The public realm. Exploring the city's quintessential social territory, New York: De Gruyter.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundrisse einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mallett, William J. (1994): Managing the post-industrial city: business improvement districts in the United States. *Area* 26 (3), S. 276-287.
- Miller, Daniel/Jackson, Peter/Thrift, Nigel/Holbrook, Beverly/Rowlands, Michael 1998: Shopping, Place, and Identity, London/New York: Routledge.
- Robins, Kevin (1995): Collective emotion and urban culture. In: Patsy Healey/Stuart Cameron/Simin Davoudi/Ali Madani-Pour (Hg.), *Managing Cities: the New Urban Context*, London: Wiley, S. 45-61.
- Ruhne, Renate (2003): „Sicherheit“ ist nicht die Abwesenheit von „Unsicherheit“ – Die soziale Konstruktion geschlechtsspezifischer (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. In: Norbert Gestring/Herbert Glasauer/Christine Hannemann/Werner Petrowsky/Jörg Pohlen (Hg.), *Jahrbuch StadtRegion 2002. Die sichere Stadt*, Opladen: Leske + Budrich, S. 55-74.
- Schubert, Herbert (2000): Städtischer Raum und Verhalten, Opladen: Leske + Budrich.
- Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. In: Ders., *Gesammelte Aufsätze II, Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag: Nijhoff, S. 53-69.
- Selle, Klaus (2004): Öffentliche Räume in der europäischen Stadt. Verfall und Ende oder Wandel und Belebung? In: Walter Siebel (Hg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 131-145.
- Siebel, Walter (2004): Einleitung: Die europäische Stadt. In: Ders. (Hg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 11-48.

- Siebel, Walter/Wehrheim, Jan (2003): Sicherheit und urbane Öffentlichkeit. *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften (DfK)*, 42 (1), S. 11-30.
- Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Georg Simmel, Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Gesamtausgabe Bd. 7, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 116-131.
- Thompson, Gene (1998): Putting Security on the Shopping List. *Security Management* 42 (5), S. 28-33.
- Vernor, James D./Rabianski, Joseph (1993): *Shopping Center: Appraisal and Analysis*, Chicago: Appraisal Institute.
- Wagner, Monika (1999): Sakrales Design für Fiktionen vom öffentlichen Raum. In: Kulturzentrum Schlachthof Bremen (Hg.), *parks in space*, Bremen, Boston: Kellner, S. 66-75.
- Wawrowsky, Hans-Günter (1998): Entwicklungen bei der Architektur und Gestaltung von Shopping-Centern – dargestellt an ausgewählten Beispielen. In: Bernd Falk (Hg.), *Das große Handbuch Shopping-Center*, Landsberg/Lech: Verlag Moderne Industrie, S. 183-195.
- Wehrheim, Jan (2002): *Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung*, Opladen: Leske + Budrich.
- Wehrheim, Jan (2004): Ökonomische Rationalität und Moral. Inklusions- und Exklusionsmodi in überwachten Städten. In: Rüdiger Lautmann/Daniela Klimke/Fritz Sack (Hg.), *Punitivität*. 8. Beiheft zum Kriminologischen Journal, Weinheim: Juventa, S. 155-175.
- Wehrheim, Jan (2005): *Business Improvement Districts: Mit Ökonomisierung gegen Ökonomisierung. analyse & kritik 35* (im Erscheinen).
- Wouters, Cas (1999): *Informalisierung: Norbert Elias, Zivilisationstheorie und Zivilisationsprozesse im 20. Jahrhundert*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Zukin, Sharon (1998): Städte und die Ökonomie der Symbole. In: Volker Kirchberg/Albrecht Göschel (Hg.), *Kultur in der Stadt*, Opladen: Leske + Budrich, S. 27-40.